

Über gemeinsames Arbeiten in verteilten Schreibwerkstätten

**Katja Barthel, Sebastian Brand, Alexander Friedrich,
Anna R. Hoffmann, Friedolin Krentel, Laura Meneghello,
Jennifer Ch. Müller, Christian Wilke**

Am Ende unserer Untersuchung angelangt, wollen wir versuchen, die Ergebnisse unserer thematischen Einzelbetrachtungen zu einem Fazit zusammenzuführen. Damit wechselt auch unsere Arbeitsweise. Zwar sind im Laufe der kollaborativen Forschungs- und Arbeitspraxis ständig Ideen und Erkenntnisse, Kritiken und Vorschläge des gesamten Kollektivs in jedes Kapitel unseres Buchs eingeflossen: Die verantwortliche Schreibarbeit lag allerdings in den Einzelkapiteln bei jeweils einer Person. Zum Ende hin wollen wir in der kollaborativen Praxis noch einen Schritt weitergehen, indem wir das Schlusskapitel gemeinsam verfassen. Bevor wir uns an die Schreibarbeit machen, setzen wir uns zusammen, um im Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse die zentralen und möglicherweise verallgemeinerbaren Befunde unserer Untersuchung ausfindig zu machen: Was haben wir herausfinden wollen und was haben wir tatsächlich in Erfahrung gebracht?

Da ist zunächst eine bemerkenswerte Vielfalt an individuellen Arbeitsweisen, die unserem Forschungsprojekt ergiebige Befunde bescherte und uns persönlich in vielerlei Hinsicht inspiriert hat. Nach einem Resümee der *empirischen und theoretischen Resultate* im ersten Abschnitt unseres Schlusskapitels wollen wir daher auch über einige *praktische Erkenntnisse* berichten, die unsere eigenen Arbeitsweisen verändert oder beeinflusst haben. Das Wechselverhältnis von Untersuchungspraxis und Untersuchungsgegenstand wird in einem dritten Abschnitt nochmal einer *methodologischen Reflexion* unterzogen, die unseren eigenen Arbeits- und Erkenntnisprozess als wichtiges Teilergebnis des Projekts selbst dokumentiert. Die Reflexion unserer Arbeit

und ihrer Ergebnisse führt uns dabei immer wieder zu *gesellschaftlichen Aspekten und politischen Implikationen*, die wir zu Beginn der Studie gar nicht im Blick hatten. Sie haben sich aber letztlich als so wichtig erwiesen, dass wir ihnen einen eigenen Abschnitt widmen, bevor wir schließlich, in einem fünften Schritt, noch einige *offene Fragen und mögliche Desiderata* ansprechen.

Laborieren im Mediotop: Empirisch-theoretische Einsichten

Im Versuch, scheinbar triviale und selbstverständliche Praktiken akademischer Wissensproduktion auf neue Weise in den Blick zu nehmen, stießen wir auf Bestätigendes und Überraschendes gleichermaßen. So haben wir nicht nur eigene, vertraute Verhaltens- und Produktionsweisen in fremden Arbeitsarrangements wiedererkennen können, sondern auch ganz andere, befremdliche Verfahren entdeckt, deren Existenz bzw. Bedeutsamkeit uns bisher gänzlich unbekannt oder nicht bewusst gewesen war.

Nichts mag exemplarischer und aussagekräftiger dafür sein als der gemeine Papierhaufen oder Stapel. Eine mehr oder weniger organisierte Versammlung von Zetteln unterschiedlicher Größe und Wichtigkeit: kein Schreibtisch, auf dem der Papierhaufen nicht wie von selbst auftritt. Bezeichnend für das von uns explorierte Forschungsfeld ist, wie die jeweiligen Akteure mit seinem Erscheinen umgehen. So gibt es diejenigen, die Papierhaufen unter allen Umständen meiden und wie Unkraut aus ihrem Aufschreibesystem entfernen wollen. Das Jäten fliegender Zettel ist für sie, wie das Tilgen und Löschen verworfener Sätze in ihren Aufzeichnungen, ein konstitutiver Bestandteil der täglichen Arbeit. Andere wiederum zehren geradezu vom wilden Wuchern der Papierlandschaften, vertrauen ihre Denk- und Schreibprozesse der Quasi-Geologie ihrer vielschichtigen Zettelsedimente an, die sich überall in den Schreibwerkstätten bilden. Zwischen Unkraut und Dschungel des Denkens: Nichts scheint der Rede weniger wert, wenn es um den Ernst der Forschung geht. Doch so wenig Beachtung der Haufen als Medium wissenschaftlicher Textproduktion bisher gefunden hat, so deutlich markiert er doch die eigentümliche Sphäre, in der sich das *Library Life* abspielt. Denn diese Sphäre als die genuine Ebene, auf der sich unsere Erkenntnisse bewegen, ist schwer zu bestimmen, gerade weil sie die scheinbar selbstverständliche Umwelt eines jeden Forschungsprozesses bildet. Sie ist das, was in das Blickfeld gerät, wenn man die Aufmerksamkeit von den inhaltlich-semantischen Aspekten wissenschaftlichen Arbeitens (Diskurse, Lehrsätze, Thesen, Argumente usw.) auf seine materiell-operativen Bedingungen lenkt – ohne bei den bloßen Artefakten stehenzubleiben. Eine Ansammlung von Schreibgeräten ergibt ebenso wenig ein Aufschreibesystem wie eine Ansammlung von Worten einen Text. Daher tat sich uns an dem zum Teil profilscharfen Rand der Wissensdinge

schnell ein eher diffuser, da vielfältig bestimmbarer Horizont auf, vor dem diese Dinge als Momente individueller Forschungspraktiken erscheinen.

Wir wollten etwas über das Zusammenspiel der menschlichen und nicht-menschlichen Akteure am Schreibtisch in Erfahrung bringen und haben sehr bald bemerkt, wie eng die materiell-operative Ebene mit weiteren Dimensionen des *Library Life* verwoben ist. Indem wir – auf Empfehlung der ANT: *follow the actors!* – den Akteuren und ihren Ausführungen folgten, drängten sich uns Beobachtungen zu den sozio-ökonomischen, raumzeitlichen und kognitiv-impliziten Dimensionen des *Library Life* auf. Unsere Fragen waren nicht von vornherein darauf angelegt gewesen, zum Beispiel die Produktions- und Machtverhältnisse „hinter“ den Arbeitsplätzen aufzudecken, die das *Library Life* bestimmen. Die Befragten selbst haben uns mit ihren Auskünften darüber überrascht und auf diese Weise eine Dimension unseres Gegenstandes zur Sprache gebracht, die wir vorher so nicht für unsere Untersuchung in Betracht gezogen hatten. Das Projekt *Library Life*, das sich heuristisch am Ansatz der ANT orientiert hatte, und unser Forschungsgegenstand wurden dadurch immer komplexer. Vor allem wenn man bedenkt, dass sich die raumzeitliche Dimension in der wissenschaftlichen Praxis entgrenzt und dadurch auch die semantische Dimension, die mit zeit-räumlichen Strukturen, individueller Kognition und kollektiven Denkstilen interagiert, einer eigentümlichen Dynamik aussetzt.

Fragt man also nach der spezifischen Ebene, auf der die unterschiedlichen Aspekte und Dimensionen unseres Untersuchungsgegenstandes zusammenlaufen, so kreuzt diese zwar jene *mittlere Reichweite zwischen Papierkorb und Archiv*, die für Marius Böttchers und Martin Schlesingers medienwissenschaftliche Erkundung verschiedener Schreibwerkstätten titelgebend war. Allerdings interessiert sich deren medientheoretische Beobachtung vor allem für den „Raum der Entstehung und Verwerfung von Resten“ (Böttcher und Schlesinger 2012, 157), die „neben fertigen und publizierten Texten“ als semantischer „Sondermüll ... nach eigenen Recyclingverfahren wiederverwertet, endgelagert und vergessen“ (ebd.) werden. Unsere Untersuchung hatte es jedoch vielmehr auf den Prozess der akademischen Textproduktion selbst abgesehen. In diesem Prozess – das zeigt die Metapher des Abfallrecyclings bereits an – sind das Verwerfen und Wiederverwerten von Textstücken inwendige Momente einer umfassenden Operationskette, die nicht nach oder neben der fertigen Publikation stattfinden, sondern Teil des eigentlichen Produktionsprozesses selbst sind.

Spielt sich dieser Prozess an heterogenen raum-zeitlichen und sozialpsychologischen Schnittstellen der Wissensdinge ab, so wird er durch eine materiell-operative Neuerung wie den Computer und die zunehmende digitale Vernetzung natürlich wesentlich beeinflusst. Der technologische Wandel unserer Tage ist das Musterbeispiel dafür, dass die jeweiligen

Verdinglichungen wissenschaftlicher Textproduktion, die sich auch als Konkreationen beschreiben lassen, nicht nur fach- und personenspezifisch, sondern auch historisch-genealogisch variieren. Die Sammlung und Ordnung von Wissen scheint zum einen eine höchst individuelle Tätigkeit zu sein: Wie man Texte rezipiert, Zitate sammelt, Gedanken sortiert, Texte komponiert, ist eine Frage sehr subjektiver Vorlieben, Fertigkeiten und Kompetenzen. Zum anderen unterliegen die Verfahren akademischer Wissensproduktion bestimmten disziplinären, sozialen, materiellen und eben auch technischen Anforderungen, die jeweils auf generationeller Ebene immer auch bestimmte Selbstverständlichkeiten schaffen, die ihrerseits individuell angeeignet und umgesetzt werden. So bestätigen unsere Untersuchungen, dass diejenigen Forscher*innen, die ihre akademische Laufbahn vor bzw. am Beginn des „Computerzeitalters“ begonnen haben, noch Zettelkästen angelegt haben, während die jüngere Generation dies nicht mehr tut, sondern computerbasierte Programme nutzt, die Zettelkästen ähnliche Strukturierungs- und Archivierungsmöglichkeiten bieten. Allerdings bedeutet dies nicht, dass erstere keine internetfähigen Computer gebrauchen würden: Im Gegenteil nutzen wohl fast alle Befragten jeglicher Generationen ein solches Gerät – wenn auch, und das ist entscheidend, in höchst unterschiedlicher Weise. Der Variantenreichtum hat uns dabei nicht nur vor der phänomenalen Vielfalt der unterschiedlichen Lebens- bzw. Arbeitsformen im *Library Life* staunen lassen, sondern auch zur Bildung einiger Hypothesen und weiterführender Fragestellungen veranlasst.

So scheint es eine charakteristische Spannung zwischen einer über-individuellen historischen Tendenz der Technisierung von Aufschreibesystemen einerseits und individuellen Forschungspraktiken andererseits zu geben. Tradierte Schreibtechniken sedimentieren sich zwar in bestimmten Selbstverständlichkeiten der jeweiligen disziplinären Fachkulturen, aber sie treffen dabei immer auch auf bereits bestehende (und ihrerseits schon technisierte) Ökologien wissenschaftlichen Arbeitens. Zu den bemerkenswertesten Feststellungen unserer Untersuchung gehört sicherlich eben diese eigensinnige Rationalität, mit der sich Operationsketten in Aufschreibesystemen etablieren: als eine *Prozesslogik, die in den beiden Polen der Spannung (individuell vs. überindividuell) nicht aufgeht, sondern etwas Drittes zwischen ihnen entstehen lässt, das als Vermittelndes beide Pole aufrechterhält und stabilisiert*. Die Eigensinnigkeit dieser Rationalität oder Prozesslogik, die sich als ein systematisches Zentrum unseres Untersuchungsgegenstandes herausgestellt hat, besteht nicht zuletzt darin, dass sie den involvierten Akteuren nicht immer oder nicht mehr in jedem Moment bewusst ist. Das historisch sedimentierte Arrangement einer Schreibumgebung ist zwar ein technisches und damit prinzipiell intentionales Gefüge in jeder Hinsicht. Als eine selbstverständlich gewordene Forschungsinfrastruktur stellt sie sich aber auch als eine quasi-natürliche Arbeitsumgebung dar, die einer komplexen

Ökonomie oder besser noch: einer Ökologie der Textorganisation unterliegt. Diese vielschichtige, bisweilen auch komplizierte Verwebung verschiedener Medientechniken und Praktiken bildet mit anderen Worten etwas, das man ein *Mediotop* nennen könnte.

Ein Mediotop, so unser Begriffsvorschlag, ist das komplexe Bedingungsgefüge, das als die Ökologie aller Aktanten wissenschaftlichen Schreibens (Wissensdinge, Praxisformen, Personen, raum-zeitliche Dispositive, individuelle und kognitive Denkstile u.a.) einer textbasierten Wissensproduktion unterliegt: Aufschreibesysteme sind auf die persönlichen Kompetenzen und Vorlieben der einzelnen Wissenschaftler*innen abgestimmt, die sie ersinnen. Sie unterliegen disziplinären Traditionen und Anforderungen, müssen aber auch den konkreten gesellschaftlichen, sozialen, ökonomischen, räumlichen und zeitlichen Arbeitsbedingungen der jeweiligen Wissenschaftler*innen entsprechen. Sonst bricht die Wissensproduktion ein oder ganz zusammen. Aufschreibesysteme sind dann eine jeweils singuläre Konstellation zusammenhängender Operationsketten, die sich in einem Mediotop zwischen den funktionalen Polen „Autor“ und „Text“ etablieren. Das Mediotop differenziert sich dabei in eine „innere“ und eine „äußere“ Umwelt des Aufschreibesystems, wobei die äußere einer Umwelt im systemtheoretischen Sinne entspricht und die innere Umwelt dem un- oder selbstorganisierten Milieu der Wissensherstellung „zwischen Papierkorb und Archiv“. Das im engeren Sinne Systemische eines Aufschreibesystems begegnet uns in der Welt der Wissensdinge in den expliziten Wissensordnungen, die sich aus *Organata* und *Organanten* zusammensetzen: die Lese- und Schreibspeicher, Register, Ordner, Hefte, Kästchen, Kategorien, Notizen, Übersetzungen und Transkripte, die Forscher*innen in ihre Operationsketten integrieren und damit dem Arsenal ihres Aufschreibesystems hinzufügen. Doch zeigt sich auch hier – in dem eigentlichen Resultat des je individuellen Aufschreibesystembaus, den „Textlaboren“ –, dass das *Library Life* selbst dort einem bemerkenswerten Eigensinn folgt, wo es doch am unzweifelhaftesten das Werk und Instrument selbstbestimmter Forschungssubjekte zu sein scheint. Denn diese sind es ja, die in ihren Idiosynkrasien und Kompetenzen für die jeweilige Medienwahl verantwortlich sind. Oft aber schien uns, dass die Wahl eigentlich nie in der Form einer durchkalkulierten Entscheidung für ein bestimmtes Aufschreibesystem erfolgt ist. Vielmehr scheint es das Resultat einer beständigen Adaption und Optimierung vorgängiger Operationsketten an kontingente Umweltbedingungen zu sein, zu denen – das folgt aus dem Begriff des Mediotops – auch die Präferenzen der Forschungssubjekte gehören.

In wechselseitiger Bedingtheit stellt sich das Aufschreibesystem in seinem Mediotop als ein pfadabhängiges Gefüge dar, das nur bedingt der Autonomie seiner Akteure unterliegt. Zwar ist es den Forscher*innen – als den zentralen Akteuren des *Library Life* – prinzipiell jederzeit möglich, *alles*

zu ändern und *ganz anders* zu machen als vordem. Allein aufgrund der Arbeitszusammenhänge, in denen sie stehen, ist dies oft unwahrscheinlich. Viel wahrscheinlicher ist, dass selbst radikale Umstellungen, wie etwa die Integration eines Computers in bislang rein papierbasierte Arbeitsabläufe, adaptiv erfolgen. Das heißt, dass neue Medien oder Operationsketten in das Gefüge bereits bestehender eingebaut werden müssen, wenn sie sich dauerhaft stabilisieren sollen. Aus der adaptiven Logik folgt eine Kontinuität über Diskontinuitäten hinweg, die also kein disjunktes, sondern ein konjunktes Verhältnis zwischen verschiedenen Medien impliziert. Gerade die in deutschen Debatten immer wieder geäußerten Befürchtungen, digitale Medien würden Schriftgüter im Allgemeinen und damit auch wissenschaftliche Texte im Besonderen auf eine problematische Weise dominieren und die mit dem Internet einsetzende Informationsflut würde bewährte Verfahren der Wissensorganisation (sowie das Fassungsvermögen einzelner Individuen schon aus psychisch-physiologischen Gründen) überfordern, lassen sich in unserer Studie nicht bestätigen. Die hier versammelten Befunde legen vielmehr ein anderes Bild nahe. Das Aufkommen und der Einsatz des Computers, zuerst als digitale Schreibmaschine und dann als Internetgerät, markieren zwar eine signifikante Zäsur in den tradierten Koordinationsverfahren der Operationsketten. Diese Zäsur folgt jedoch, wenigstens in unseren Fällen, weder dem Schema „Digitale Medien ersetzen Printmedien“ noch jenem „Der Computer verdrängt das Buch“. Vielmehr zeigen sich neue, experimentelle, individuelle und kollektive Verfahren der Wissens- und Textverarbeitung. Der Einsatz digitaler Medien koppelt und verwebt sich in höchst unterschiedlichen Arrangements mit bisherigen Praktiken, die sich ihrerseits den neuen Arbeitsmitteln anpassen. Der Adaptionsprozess ist somit ein wechselseitiger Vorgang, der nicht nur in einem erneuerten Aufschreibesystem, sondern auch in einem verwandelten Mediotop resultiert.

Die konkreative Entwicklung von Aufschreibesystemen, man könnte auch sagen, die Evolution des *Library Life*, unterliegt somit weder einer globalen Makrologik, die gelegentlich unter dem Label eines Technikdeterminismus insinuiert wird, noch der Willkür eines autonomen Subjekts, das als Autor*in seiner Texte auftritt, sondern einer Pfadabhängigkeit, die sich der iterierten Interaktion aller involvierten Akteure und Aktanten verdankt. Einmal zu stabilen Praktiken geronnen, tendieren diese habituellen oder institutionellen Muster dazu, kaum noch revidierbar, sondern allenfalls optimierbar zu sein. In ihnen legt sich ein bestimmtes Aufschreibesystem fest oder genauer noch: Das, was sich in der Wiederholung solcher Praktiken festlegt, *ist* das Aufschreibesystem. Sein „Lebenslauf“ entwickelt sich also irreversibel und inkrementell und mit ihm auch die habitualisierten und institutionalisierten Arbeitsformen, die sich daran ausrichten und konsolidieren. Mit anderen Worten, das *Library Life* ist nicht korrigier-, sondern immer nur stör- und verbesserbar, wobei die entsprechenden Erfolgs- und Gütekriterien nicht

objektiv feststellbar sind. Denn es ist schlechterdings unmöglich, ein und denselben Text z.B. einmal mit Computer und einmal ohne zu schreiben, um zu messen, welche Vorgehensweise am Ende effizienter ist. Jede vermeintliche Korrektur eines Aufschreibesystems ist einfach nur eine weitere seiner Transformationen, die mit dem Ziel einer Verbesserung des eigenen Arbeitsstils vollzogen oder zumindest bezweckt werden. Die Tauglichkeit eines bestimmten Arrangements ist etwas, das unter verschiedenen, mehr oder weniger bestimmten Zielvorstellungen immer nur *in actio* ausgetestet und bewertet werden kann, wie etwa: Steigerung von Zeitersparnis, Originalität der Resultate, Lust an der Arbeit oder Minderung von Störungen, Prokrastination und Unlust. In Bezug auf einzelne Phasen der Operationskette lassen sich dann individuelle Güte- und Erfolgskriterien entwickeln, die auch zur Etablierung eines disjunkten und exklusiven Medienverhältnisses führen können. Etwa wenn die befragten Forscher*innen für sich erkennen, dass sie einen Zettelkasten aus Karteikarten nicht dauerhaft pflegen, mit bestimmten digitalen Literaturverwaltungsprogrammen nicht zurechtkommen, an einem Bildschirm nicht schreiben können, zur Ideenfindung am liebsten vor ihrem Bücherregal auf und ab gehen, alles möglichst in Mappen versammeln oder Textentwürfe am besten einem Diktiergerät anvertrauen.

Solche Erkenntnisse und Festlegungen sind indes nicht nur rein subjektiv begründet. Sie haben stets auch eine objektive Entsprechung im materiellen Profil der Wissensdinge. Kartons lassen sich besser stapeln als Haufen, gedruckte und gebundene Texte überdauern besser als lose Zettel, digitale Texte können schneller als Handschriften zirkulieren und durchsucht werden usw. Das determiniert noch nicht ihren Gebrauch. Aber diese Bedingungen machen noch einmal deutlich, dass auch die soziale Praxis des Forschens sich eben nicht als die subjektiv-bewusste Seite gegenüber der Objektwelt behauptet, sondern schon (und zwar exakt) an der Oberfläche des anschaulich Gegebenen erscheint. Sie erscheint dort nach Maßgabe bestimmter Kompetenzen und Interessen als eine Möglichkeit des Handelns – und man entwickelt diese Kompetenzen und Interessen nur weiter, indem man handelt, was letztlich heißt: indem man entlang der Oberfläche der Dinge operiert. Wer sich etwa durch Berufs- und vor allem Unterrichtserfahrung an die Materialität der Stimme als ein geläufiges Medium wissenschaftlicher Kommunikation gewöhnt hat, wird umso leichter ein Diktiergerät in seine Operationskette integrieren können; und wer im Anschluss daran aus dem Diktieren eine Routine macht, wird auch eine Neigung zum druckreifen Sprechen entwickeln. Die Vermutung kam uns beim Hören und Lesen des Interviews mit dem zwar gemächlich, aber eloquent formulierenden Elmar Wagner. Im Unterschied zu ihm, der das Diktieren gewöhnt ist, korrigierten andere Forscher*innen, die hauptsächlich am Computer schreiben, häufig auch in der mündlichen Rede ihre Sätze noch vor ihrer Fertigstellung, wie es für das Schreiben am Bildschirm typisch ist. Die Entwicklung der

Wechselbeziehung zwischen Operationskette und Kompetenz kann daher als ein konstitutives Moment von Erfahrung angesehen werden, die sich im Laufe eines Forscherlebens ausbildet.

Wie Kapitel 7 gezeigt hat, spielt die Dimension der Erfahrung überhaupt eine entscheidende Rolle im *Library Life*. Wissen und *Know-How*, das individuell niederschwellig verfügbar ist, stellt sich (als Aktant) im Laufe einer Berufsbiographie erst her, stabilisiert bzw. verändert sich und ermöglicht so sukzessive ein routiniertes wissenschaftliches Arbeiten oder das, was viele der Befragten als „Gefühl“ bzw. „Überblick“ über ihr Forschungsfeld bezeichnen. Was so formuliert trivial klingen mag, hat durchaus Konsequenzen, wenn es darum geht, wissenschaftliche Texte nach einem bestimmten Verfahren zu erstellen. So scheint das „Runterschreiben“ nach einer Gliederung eher die Möglichkeit einer „reifen Spätform“ zu sein. Anfänger*innen müssen erst lernen, was Erfahrene vergessen können, weil sie es längst beherrschen. Daraus lassen sich auch didaktische Folgerungen ziehen: Aneignungs- und Lernprozesse brauchen Zeit und Übung. Bestimmte (operative) Textsorten setzen zu ihrer Beherrschung gewissermaßen ihre Eigenzeit voraus. Wenn das richtig ist, dann lässt sich ihre Produktion nicht oder nur begrenzt beschleunigen. Es gibt dann offenbar so etwas wie ein zu schnell und zu langsam: unterschiedliche Geschwindigkeiten in den Lebenszyklen des *Library Life*.

Mit den Zeit-Räumen wissenschaftlicher Textproduktion lässt sich noch ein weiterer Befund hervorheben, der uns in der Rückschau auf die Ergebnisse unserer Studie besonders bemerkenswert erscheint: die eigentümliche Dynamik der Raum-Zeit, die sich mit der Technisierung der Aufschreibesysteme verbindet. Sind die Folgen der Digitalisierung des Wissens für Wissenschaft und Kultur hinlänglich diskutiert worden, so hat doch ein Aspekt dieser Entwicklung weitaus weniger Beachtung gefunden, der unseres Erachtens aber umso wichtiger ist. Dies ist die Rolle des Computers und des Internets nicht nur für die Mobilisierung und Verfügbarkeit von Wissen, sondern auch und vor allem für die Mobilisierung und Verfügbarkeit von Lehr- und Forschungssubjekten. So hat unsere Betrachtung der Arbeitsräume, -mittel und -zeiten der Befragten gezeigt, wie ihre Arbeitsweisen ihren Arbeitsverhältnissen angepasst sind, um ihre Arbeit, die oft von hohen Mobilitätsanforderungen geprägt ist, überhaupt zu ermöglichen. Hier zeigt sich noch einmal sehr deutlich, was es heißt, dass die Prozesslogik von Aufschreibesystemen nicht nur zwischen überindividuellen und subjektiven Rationalitäten und Ansprüchen vermittelt, sondern beide auch aufrechterhält und stabilisiert. Denn die Offenheit der Aufschreibesysteme und die Wandelbarkeit der Mediotope ermöglichen mit den darin liegenden Freiheitsgraden nicht nur die Adaption neuer Technologien und die Entwicklung höchst individueller und elaborierter Operationsketten. Sie stellen eben auch die Erfüllbarkeit gesellschaftlicher Anforderungen an die Akteure der

akademischen Wissensproduktion sicher. Mittels mobiler Geräte und digitaler Textverarbeitungs-Infrastrukturen sind wir nicht nur sofort und allorts erreichbar, sondern arbeiten auch jederzeit und überall und erzeugen damit die Produktionsverhältnisse mit, die uns flexibleren Arbeitsbedingungen umso gefügiger machen. Erfolgreiche Forscher*innen, scheint es, müssen so werden wie ihre digitalen Zeichenketten: schnell zirkulierbar, gut anschlussfähig, leicht rekontextualisierbar, ersetzlich und doch mit Anspruch auf Unverwechselbarkeit und Originalität.

Auf die damit zusammenhängenden sozio-ökonomischen und politischen Aspekte wird weiter unten zurückzukommen sein. Vorher wollen wir noch etwas näher auf die praktischen und methodologischen Aspekte eingehen.

Blicke über Schultern: Praktische Erkenntnisse

Unsere Einblicke in die Schreibwerkstätten anderer Forscher*innen waren in erster Linie aus einem theoretischen Interesse heraus motiviert, doch konnten wir zugleich für die Praxis einiges davon abzweigen. So haben wir aus unseren Interviews und der Beschäftigung mit *Library Life* allgemein auch etwas für unser eigenes Arbeiten gelernt. Immerhin sind wir als sogenannte Nachwuchswissenschaftler*innen bisweilen noch täglich auf der Suche nach Lösungen für das Problem, von der vagen Idee für ein mehrjähriges Forschungsprojekt zum fertigen Text einer akademischen Qualifikationsarbeit zu gelangen. Nun vermuten wir auch aufgrund unserer Befunde, dass gerade die Zeit der Promotion so etwas wie eine kritische Phase der Konsolidierung eines individuellen Aufschreibesystems darstellt, in der bedeutsame Weichen für die spätere Arbeitspraxis gestellt werden. Die Passivität eines „Werdens“ soll an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass dieser Prozess nicht in jedem Moment eine bewusst geplante Entscheidung sein muss oder gar jederzeit lenkbar wäre. Umso aufschlussreicher ist eine Reflexion und Infragestellung scheinbarer Selbstverständlichkeiten, die man in die eigene Vorstellung davon aufgenommen hat, wie wissenschaftlich zu arbeiten sei. So öffnet sich der Blick für Alternativen.

An Interesse daran mangelt es offenbar nicht. Viele Kolleg*innen ganz unterschiedlicher Disziplinen, mit denen wir im Verlauf der letzten drei Jahre über *Library Life* gesprochen haben, hörten uns – aus einer ähnlichen Bedürfnislage oder grundsätzlichem Interesse – oft sehr neugierig zu. Unserer Wahrnehmung nach tauscht man sich aber eher selten über die handwerklichen Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitsalltags aus. So bewegt sich das Erlernen der Handgriffe und Techniken in der Regel irgendwo zwischen der Orientierung an formalen Empfehlungen, der Nachahmung von *role models* innerhalb der eigenen *peer group* und sonstigen akademischen Kreisen, individuellen Improvisationen und idiosynkratischen Einrichtungen. Eine

praktische Anleitung für bewährte Techniken versprechen akademische Schreibratgeber. Diese werden aber bisweilen nur mit Unlust oder gar nicht gelesen und wirken vor allem dann eher abschreckend, wenn sie den Eindruck vermitteln, dass es so etwas wie ein Standardschema akademischen Schreibens gäbe – an das zu halten man sich nicht in der Lage oder willens fühlt. Natürlich gibt es hier Ausnahmen. Dazu gehört z.B. der direkte Austausch über verschiedene Qualifikationsstufen hinweg. Wo es aber vor allem etwas zu erfahren und zu lernen gäbe – bei professionellen Forscher*innen –, darf man nicht immer ohne Weiteres dabei sein und wagt vielleicht auch nicht zu fragen. Mehr noch als in einem formalen Forschungsrahmen wie dem unserer Interviews bedürfte es einer gewissen Vertrauensbeziehung, um sich einen Blick über die Schulter oder eine detaillierte Auskunft zu erbitten, von der man sich mehr als eine willkommene Gelegenheit zur intellektuellen Selbstinszenierung erhoffen darf.¹ Schon die vermeintliche Banalität der alltäglichen Handgriffe des Forschens mag da ein Hemmnis darstellen, beansprucht das *Library Life* doch höchste Geistesarbeit zu sein.

Wir haben von Anfang an nicht geglaubt, durch „intime“ Porträts des Berufsalltags zeitgenössischer Forscher*innen so etwas wie einen Königsweg der wissenschaftlichen Praxis zu entdecken, und schon gar nicht, das romantische Ideal des „souveränen Subjekts“, des „genialen Denkers“ bestätigt zu finden. Gleichwohl sind nun gelegentliche Zweifel an unserer eigenen Arbeitsweise einer erfrischenden Gelassenheit gewichen. Getreu dem Motto „Eines schickt sich nicht für alle“ haben alle Interviewten ihre persönlichen Arbeitsweisen entwickelt und dies scheint eine wesentliche Bedingung für eine produktive Wissenschaftspraxis zu sein. Selbst die Erfahrensten gehen noch vielfach nach dem Prinzip des *muddling through* vor, indem sie improvisieren, experimentieren, basteln und die Dinge, wie Elmar Wagner sagt, „wuchern lassen“. Auch wenn die verfügbaren Techniken und Wissensbestände mit zunehmender Erfahrung vielgliedriger, stabiler und effizienter werden mögen, so können offenbar trotzdem jene Dinge, die wir tendenziell zu beherrschen suchen – der Zufall und das Durcheinander –, im Laufe der Professionalisierung eine produktive Rolle behalten. Auch verlangt die Strenge der Forschung nicht immer eine ebenso strenge Haltung am Arbeitsplatz. Es muss nicht Zeichen mangelnder Professionalität, sondern kann auch Ausdruck höchster Konzentration sein, im Liegen mit einem Joghurt auf der Brust zu lesen.

Überhaupt hat uns der Einblick in erfolgreiche Wissenschaftspraktiken entmutigt. Vielmehr hat uns der Blick über die Schultern verschiedener Wissenschaftler*innen Möglichkeiten aufgezeigt, wie man es auch machen

1 Der „Erfahrungsbericht“, den Niklas Luhmann im Alter von etwa 65 Jahren über seinen Zettelkasten schrieb, ist hier ein schönes Beispiel für einen doch stattfindenden oder zumindest versuchten Erfahrungsaustausch (Luhmann 1992, 53–61).

könnte – falls man Lust auf neue Operationsketten hat bzw. diese in die eigenen integrierbar sind. Manche dieser Möglichkeiten haben wir tatsächlich selbst zu realisieren versucht. Dass ein Kapitel dieses Buchs mithilfe eines Diktiergeräts entstand, daran war nicht nur mimetische Neugier, sondern auch ein Verkehrsunfall schuld, der dem verunglückten Autor das Schreiben mit den Fingern unmöglich machte. So verhalf ihm das Handicap dazu, sich von Elmar Wagners Bericht zur Nutzung einer Diktiersoftware inspirieren zu lassen. Hatte er dies für die Anfertigung wissenschaftlicher Texte vorher nie ernstlich in Betracht gezogen, bot sich ihm nun Gelegenheit zum Staunen darüber, wie gut und praktikabel diese Technologie inzwischen entwickelt ist. Auf diese Weise ließ sich nicht nur eine Deadline einhalten, sondern auch eine neue Erfahrung machen, auf die unser Autor ohne *Library Life* vermutlich lange hätte warten müssen. Inzwischen, so behauptet er, nutze er das Diktiergerät auch, um seine improvisierten Vorträge aufzuzeichnen und die Tondokumente später als Vorlage für Manuskripte zu verwenden. In unserer kollektiven Arbeitspraxis hat es sich jedenfalls gut bewährt, Audiomitschnitte unserer Arbeitstreffen in die Ausarbeitung der Kapitel mit einzubeziehen. So konnten wir uns beim individuellen Nachhören nicht nur einzelne Gedanken aus unseren Gesprächen wieder bewusst machen, an die sich sonst keiner mehr genau erinnert hätte. Es ließen sich auf diese Weise auch neue Ideen entwickeln, auf die während des Gesprächs niemand gekommen war, weil alle gegenseitig Rücksicht auf die situativ-kommunikativen Erwartungen des Kollektivs genommen hatten und eben nicht eine Pausetaste drücken konnten, um länger über etwas nachzudenken. So war die Entdeckung und Ausbildung einer audio-skriptiven Ko-Operationskette eine ganz konkrete praktische Innovation für unser eigenes *Library Life*.

Durch den Vergleich unserer eigenen mit den untersuchten Arbeitsweisen haben sich darüber hinaus noch weitere Anregungen ergeben. So hatten etwa einige von uns die Möglichkeit eines externen Bildschirms für ihr Notebook bisher gar nicht in Betracht gezogen, weil das zu einem bestimmten romantischen Bild geisteswissenschaftlichen Arbeitens – mit den Büchern im Jutebeutel oder dem Laptop am Ufer eines Flusses – einfach nicht passte. Mit der Korrektur dieses auch aus anderen Gründen fragwürdig gewordenen Ideals verbindet sich nun der Vorzug einer bedeutsam erweiterten Lese- und Schreibfläche, die ein störendes Umschalten zwischen vielen geöffneten Programmfenstern unnötig macht, das als jahrelanges Ärgernis mit dem alten Wunschbild schon nicht gut in Einklang zu bringen war. Der Weg zu dieser scheinbar naheliegenden Lösung führte indes über das *Library Life* der anderen. Aus seiner Erforschung zogen überdies einige von uns – bemerkenswerter Weise unabhängig voneinander – die Konsequenz, ihre eigenen Exzerpte und Kopien alphabetisch statt thematisch zu ordnen und in einem Register mit Schlagworten zu dokumentieren, um einer Pfadabhängigkeit der eigenen Wissensordnung zu entgehen. Derartige Adaptionen fremder

Praxisformen müssen und können nicht immer funktionieren. So versprach sich ein Autor dieses Buches kurz vor einer Deadline und in einem frühen Stadium der Themen- bzw. Begriffsfindung mehr Übersicht davon, vom Laptop zur Handschrift zu wechseln, weil sich – Elmar Wagner zufolge – die Handschrift besonders für die großen gedanklichen Bögen, das digitale Schreiben hingegen für die Arbeit am Detail eigne. Doch hätte es dazu eines gewissen Überblicks oder doch assoziativer Gehalte schon bedurft. Der Medienwechsel führte daher nur zu der Einsicht, dass er – ähnlich der Frage nach der Gliederung – letztlich eine Art „Testphase“ eröffnete für das, was noch zu tun sei: eine weitere Recherche zu dem zentralen Begriff. Zweifellos hat unsere Untersuchung unterschiedlicher Schreibwerkstätten unsere eigenen Operationsketten zum Teil stark beeinflusst, und sei es nur durch die Sensibilisierung dafür, was wir eigentlich tun bzw. tun lassen und sichtbar bzw. unsichtbar machen, wenn wir innerhalb unserer gewohnten Aufschreibesysteme agieren.

Der Weg als Ziel: Methodologische Reflexion

Damit sind wir am Punkt angelangt, an dem wir im Rückblick auch die Methodologie und Praxis unserer eigenen Arbeitsweise einer Reflexion im Lichte unserer Befunde unterziehen wollen. Zu den wesentlichen Ergebnissen unserer Studie gehört, den im guten Sinne improvisierten Charakter wissenschaftlicher Textarbeit und damit die Kontingenz individueller wissenschaftlicher Arbeitsweisen sichtbar(er) gemacht zu haben. Für die Professionalisierung von Wissenschaftler*innen spielt ein *learning by doing* – also das im Laufe eigener praktischer Erfahrungen erworbene intuitive bzw. implizite Wissen – eine entscheidende Rolle.² Vor diesem Hintergrund lässt sich aus unserer Sicht auch der konkrete Verlauf eines Forschungsprozesses oder, metaphorisch gesprochen, die „Reise ins Unbekannte“ als Wert an sich betrachten. Inwiefern kann unsere eigene Arbeitsweise im Rahmen des Projekts, sozusagen das projektspezifische interne *Library Life*, selbst als ein wichtiges Resultat unserer Studie gelten und welche möglichen (methodologischen) Schlüsse lassen sich daraus ziehen?

Die Spezifik unserer Vorgehensweise gründet sich im Wesentlichen auf drei Aspekte: die *Interdisziplinarität*, der hohe Grad enger und *egalitärer Zusammenarbeit* sowie die *experimentell-explorative Ausrichtung* des Projekts auf Grundlage einer gemeinsam erarbeiteten Materialbasis. Neben unseren ausgesprochen positiven Erfahrungen mit einem solchen kollaborativen

2 Zur Rolle des impliziten Wissens für die kulturwissenschaftliche Textproduktion vgl. KAPITEL 7.

Arbeits- und Forschungsmodus wollen wir auch konkrete Herausforderungen und den Umgang mit ihnen benennen.³

Aus der Rückschau auf den Projektverlauf, unsere „kollaborative (Bildungs-) Reise“, zeigt sich das Bild eines seit Oktober 2011 gewachsenen und sich zunehmend konkretisierenden Prozesses, zu dessen Beginn weder Reiseziel, Reiseroute noch die Mittel bekannt oder absehbar waren. Diese wurden erst nach und nach auf dem Weg entschieden, entdeckt, ge- und erfunden. Jedoch wächst ein solcher Prozess nicht aus dem Nichts, sondern knüpft an bestehende institutionelle und konzeptuelle Bedingungen an. In unserem Fall war das Gießener Graduiertenzentrum GCSC der institutionelle Rahmen, in dem das Projekt begann. Im Oktober 2011 kamen wir in der Forschungsgruppe *Research Area 8: Cultures of Knowledge, Research, and Education* zusammen, um uns mit den Ansätzen der ANT zu beschäftigen. Wie in der Einleitung beschrieben, entwickelte sich aus dieser theoretischen Auseinandersetzung das Bedürfnis, die Ansätze im Rahmen eines begrenzten Forschungsprojekts praktisch zu erproben. Wäre damals das Ausmaß bereits klar gewesen, welches das Unterfangen am Ende annehmen würde, wäre es vielleicht nie ernstlich in Angriff genommen worden.

Der Zeitfaktor ist ein wichtiger Punkt und in diesem Zusammenhang als besondere Herausforderung zu nennen. Verdankte sich das Projekt im Wesentlichen den institutionellen Rahmenbedingungen des Graduiertenkollegs, bedeuteten genau diese Strukturen auch entscheidende Einschränkungen, denn für die meisten von uns ist das strukturierte Promotionsprogramm mit einer Frist von drei Jahren verknüpft. Dass dann die Bereitschaft, sich für Aktivitäten ohne sichere Gratifikationsaussicht zu engagieren, ständig mit persönlichen Prioritäten, Zeitbudgets und dem nötigen Karrieremanagement konfligiert, ist nicht verwunderlich. Längerfristige Vorhaben mit schwer vorhersehbarem Ausgang begünstigt dies kaum. So haben sich im Laufe der drei Jahre mehr als vier Personen aus dem Projekt zurückgezogen. Für uns jedoch war *Library Life* keineswegs eine reine „Risiko-Investition“ im Sinne einer ausschließlich auf das Resultat hin kalkulierten Gewinn-Verlust-Rechnung. Vielmehr lassen sich rückblickend auf das Projekt eine ganze Reihe prozessinhärenter Aspekte und Dynamiken hervorheben, die wir als entscheidend für den individuellen Einsatz, die anhaltende kollektive Motivation und damit letztlich für das Gelingen unseres kollaborativen Projekts ansehen.

3 Dabei finden sich zahlreiche Parallelen unserer Erfahrungen von spezifischen Aspekten kollaborativer Forschungsszenarien im Übrigen auch in anderen kollaborativen Studien (vgl. z.B. Chang, Ngunjiri und Hernandez 2013), weswegen wir davon ausgehen, dass sich unser Improvisieren im Modus des „Learning by Doing“ durchaus als ein solches bezeichnen lässt.

Beginnen wir mit den Möglichkeiten und Herausforderungen von Interdisziplinarität. Hier konnten wir im Prozess von *Library Life* feststellen, dass Interdisziplinarität im Sinne des vielbeschworenen Perspektivenpluralismus nicht *per se* produktiv ist, sondern erst aktiv *produktiv gemacht* werden muss. Dies geschah in unserem Fall durch einen permanenten Prozess des Aushandelns und Übersetzens von Terminologien, Theorieansätzen, Denkmustern und Interessen der Mitglieder unserer Forschungsgruppe. Entsprechend viel Zeit nahmen Diskussionen, Reflexionen und Aushandlungen in Anspruch, deren Ergebnis ein von allen getragener, pragmatischer (statt dogmatischer) Umgang mit Methoden und *sensitizing concepts* wurde.⁴ Eine zentrale Rolle spielte in diesem Zusammenhang die interdisziplinäre Anschlussfähigkeit der ANT und die ihr vorangegangenen Laborstudien. In Gestalt ihrer heuristischen Übertragung auf geistes- und kulturwissenschaftliche Arbeitskontexte hat sie uns letztlich über sich selbst hinausgeführt. Was wir mit ihrer Hilfe gefunden haben, musste nicht allein im Vokabular der ANT expliziert werden, sondern wir vertrauten es dem Kollektiv unserer Forschungsgruppe und den disziplinären Spezialisierungen seiner Mitglieder an. Am Ende haben wir zu einer gemeinsamen Sprache gefunden, die wir teilweise – metaphorisch wie begrifflich – eigens dafür entwickelt haben.

Zu den Ergebnissen, die uns dabei am meisten überraschten, gehört, dass uns die Pluralität der disziplinären Zugänge zu kohärenten Zusammenhängen in Bezug auf unser empirisches *boundary object*⁵ geführt hat. So ist auffällig, dass bestimmte Referenzstellen aus den Interviews wiederholt von mehreren Autor*innen unseres Kollektivs für unterschiedliche Zwecke und Fragestellungen zitiert wurden, ohne dass wir uns darauf verabredet hätten. Obwohl alle ein anderes Thema bzw. einen anderen Aspekt vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen disziplinären Orientierungen bearbeiteten, haben wir in der Auswertung des Materials einige Stellen übereinstimmend als entscheidende Passagen identifiziert. Die jeweilige Auslegung des unwillkürlich Übereinstimmenden zeigt dabei nicht nur eine erstaunliche Vielfalt an Perspektiven, in der ein und derselbe Sachverhalt thematisiert werden kann – was an sich nicht verwunderlich ist. Überraschend ist vielmehr, dass uns der Perspektivismus nicht zu einer widersprüchlichen oder inkohärenten Interpretation des

- 4 Vgl. hierzu auch die Argumentation John Laws, der in seinem Buch *After Method* (2004) angesichts der diffusen und komplexen Welt für ein kreativeres und weniger mechanistisches Methodenverständnis wirbt: „[M]ethod hopes to act as a set of short-circuits that link us in the best possible way with reality, and allow us to return more or less quickly from that reality to our place of study with findings that are reasonably secure, at least for the time being. But this, most of all, is what we need to unlearn. Method, in the reincarnation that I am proposing, will often be slow and uncertain. A risky and troubling process, it will take time and effort to make realities and hold them steady for a moment against a background of flux and indeterminacy“ (Law 2004, 12).
- 5 Damit sind unsere Interviews gemeint, die allen Beteiligten als gemeinsame Materialbasis zur Verfügung standen.

Materials, sondern zu einem stimmigen Bild geführt hat. Dieser Befund ermutigt zu einer Weiterentwicklung dieses Verfahrens für zukünftige interdisziplinäre Kooperationen.

Des Weiteren begegneten wir der Herausforderung, einen geeigneten Arbeitsmodus für die Anfertigung einer kollaborativen Publikation zu finden, im fortwährenden Wechselspiel zwischen Einzelarbeitsphasen und gemeinsamen Arbeitstreffen. Im Rahmen letzterer haben wir die jeweiligen Analysen, Entwürfe und weiteren Arbeitsschritte präsentiert, diskutiert und aufeinander bezogen. Als eine wichtige Praxis stellte sich dabei die oben angesprochene Dokumentation der Diskussionen mittels digitaler Audioaufnahmen heraus, die anschließend online über eine Cloud-Technologie allen zur Verfügung standen. Dank dieser Innovation konnten wir uns leichter auf die Dynamik der kommunikativen Situation einlassen, wohl wissend, dass die inhaltlichen Aspekte im Nachhinein wieder aufrufbar sein würden. So war es in den Einzelarbeitsphasen möglich, sich Details erneut zu vergegenwärtigen und diese in den Text einzuarbeiten. Außerdem ermöglichten die Aufnahmen jedem*r Einzelnen von uns, im Nachhinein den spezifischen Diskussionsverlauf an interessanten Stellen zu stoppen und ausgehend von dem jeweils diskutierten Aspekt weitere alternative Gedankengänge durchzuspielen. Dies war in der aufgezeichneten Situation, selbst in der aktiven Rolle als Interaktions Teilnehmer*in, nur begrenzt möglich, da man sich in einem interaktiven Prozess befand und dementsprechend über die Dynamiken des Gesprächsverlaufs nicht alleine verfügen konnte, sondern diese eben mit den anderen Anwesenden aushandeln musste.

Auf eine solche Weise entfaltet Interdisziplinarität einen produktiven Charakter, bei dem jedoch unserer Erfahrung nach zwei Dinge zu beachten sind. Erstens muss die Bedeutung von Zeit herausgestellt werden, im Sinne der Notwendigkeit eines Sich-Zeit-Nehmens und Zeit-Lassens.⁶ Diese für das kollaborativ-interdisziplinäre Forschen konstitutive Bedingung konfliktiert bisweilen mit den institutionell vorgegebenen Rahmenbedingungen eines zielstrebigen Arbeitens, in dem wir uns allerdings Freiräume für die von uns praktizierte Form von Forschung erarbeiten konnten. Zweitens erscheint es uns vor dem Hintergrund der nach wie vor dominanten disziplinären Reglements empfehlenswert, eine solche experimentelle, interdisziplinäre und kollaborative Forschung in ihrem Charakter als „Nebenprojekt“ stärker von den Erfordernissen der eigenen disziplinären Qualifizierung abzukoppeln. Einem „windschnittigen“ CV könnte bei kollaborativen Arbeitsformen der Faktor Zeit dazwischen kommen. Die sich in unserem Fall herausbildende Gruppendynamik verdankte sich jedenfalls auch einer Gewissheit oder Gelassenheit, mit unserer Arbeit keine unmittelbaren institutionalisierten disziplinären Anforderungen erfüllen zu müssen.

6 Vgl. hierzu auch das weiter oben in der Fußnote angegebene Zitat von John Law.

Im Zuge dieses kollektiven Zusammenwachsens hat sich im Projektverlauf eine gewisse Eigendynamik entwickelt, die sich im Wesentlichen auf den Modus der Selbstorganisation zurückführen lässt. Voraussetzung dafür war eine auf persönlichem Enthusiasmus gründende Rollenverteilung, in der einer von uns – namentlich Friedolin Krentel – in die Rolle des koordinierenden und organisatorischen Taktgebers hineingewachsen ist; der Termine und Treffen organisiert, Arbeitsschritte und Deadlines vorgeschlagen, Zusammenfassungen angefertigt sowie als Kommunikationszentrale (*Doodle, E-Mail, GoogleDocs, Cloudserver*) fungiert hat. An dieser Stelle möchten wir Friedolin Krentel noch einmal ausdrücklich für sein herausragendes Engagement danken, mit dem er das Kollektiv zusammengehalten hat. Dieses Engagement fand dabei in einer wechselseitigen Beziehung zur Gruppe statt und wurde durch deren Eigeninitiative und Aktivitäten honoriert. Diese Dynamik gegenseitiger Motivation ist unserer Ansicht nach ein großer Vorteil kollaborativer Forschungssettings. Gelten gemeinhin Wettbewerb und Konkurrenz als Quelle der Motivation, ist es gut, sich daran zu erinnern, dass über gruppendynamische Prozesse individuelle motivationale „Durststrecken“ abgefedert werden können. Allerdings ist dies kein Automatismus und auch kein planbarer Effekt. Es erfordert ein freies Zusammenspiel des Projektteams, die Schaffung einer auf gegenseitigem Vertrauen basierenden Arbeitsatmosphäre sowie eine „Solidarität mit langem Atem“. Auf dieser Basis war es dann möglich – sicherlich auch begünstigt durch die Abwesenheit professoraler Intervention –, eigene Unsicherheiten und Unkenntnisse offen ins Spiel zu bringen und damit einen für alle produktiven Lernprozess zu schaffen. Im Zuge des so entstandenen solidarischen Verantwortungsbewusstseins für ein gemeinsames Projekt konnten individuelle Bedürfnisse und Verpflichtungen in der Gruppe offen kommuniziert und in der Planung berücksichtigt werden; ebenso wie im Namen aller und deren kollektiver Erwartung ein individuelles Engagement „sanft“ einzufordern war.

An dieser Stelle dürfen aber auch die nicht-intendierten Konsequenzen einer solchen Arbeitsweise für das Selbstverständnis einer sich als offen und egalitär verstehenden Forschung nicht verschwiegen werden. Denn mit dem Zusammenwachsen unserer Forschungsgruppe fand parallel ein allmählicher Schließungsprozess statt. War es anfangs noch möglich, neue Interessent*innen für das Projekt zu begeistern und sie in den kollaborativen Zusammenhang gleichberechtigt zu integrieren, so wurde dies im Verlauf der ausgehandelten inhaltlichen, methodischen und zielorientierten Schließung immer schwieriger. Zunächst führte dies dazu, dass die Interessen unseres Projekts zunehmend das institutionelle Format der an das Graduiertenzentrum gebundenen *Research Area* dominierten und somit zum Exklusions-Problem wurden. Deswegen entschlossen wir uns im Oktober 2013 das Projekt aus dem ursprünglichen Setting auszugliedern, um damit einerseits das institutionelle Format als Freiraum für andere wieder zu öffnen und

andererseits innerhalb der kleineren Gruppe unabhängig und fokussiert auf den Projektabschluss hin agieren zu können.

Dieser Schließungstendenz entgegenlaufend hat sich zum Ende des Projektes unsere Gruppe jedoch auch noch einmal unverhofft um ein weiteres Mitglied erweitert, als in der Redaktionsphase Katja Barthel zu uns stieß, die in einem intensiven Lektorat das Manuskript zu einem kohärenten Buch editiert hat. Gerade indem sie so spät zu uns stieß, brachte sie einen unbefangenen Blick auf das Ganze mit, den wir im Laufe der Jahre und infolge des kollektiven Schließungsprozesses bisweilen eingebüßt hatten. Durch die unvermutete Intervention kurz vor der Drucklegung sind wir so noch einmal an vielen Stellen von unserem eigenen Text überrascht worden.

Was die Rolle der Relevanz unserer Forschung betrifft, so kam freilich bei einigen von uns immer wieder – und zu Recht – eine gewisse Skepsis auf, ob unser ohnehin recht unkonventionelles Kollaborationsprojekt nicht eigentlich nur um eine sich selbst genügende Selbst-Reflexion der Wissenschaft kreise und somit überflüssige akademische Nabelschau sei. Am Ende des Projekts können wir mit Blick auf den Projektverlauf und das oben dargelegte „Prozess-Wissen“ zu Möglichkeiten, Herausforderungen sowie Methoden einer kollaborativ-interdisziplinären Wissenschaftspraxis jedoch folgendes Fazit ziehen.

Das im internen Rahmen von *Library Life* erfolgte praktische (Kennen-)Lernen eines gewachsenen kollaborativen Miteinanders (anstelle eines kooperativen Nebeneinanders oder gar eines konkurrierenden Gegeneinanders), des Aushandelns und Improvisierens, des produktiven Umgangs mit Unsicherheiten und Provisorien erscheint uns – ganz im Sinne der oben geforderten Aufwertung des Wissensprozesses – geeignet, um ausgehend von *Library Life* ein zeitgemäßes Modell für eine alternative Wissenschaftspraxis ableiten zu können. Dieses wiederum ließe sich sicherlich in andere Kontexte übertragen bzw. übersetzen, in denen eben eine solche Praxis des zusammenwachsenden und zusammenarbeitenden gleichberechtigten Miteinanders dringend erforderlich erscheint. Unser eigenes kollaboratives Projekt *Library Life* mag dafür nur im kleinen Rahmen und in begrenzter zeitlicher Perspektive als Beispiel dienen. Es trägt exemplarischen Charakter und war von vornherein explorativ angelegt. Doch lassen sich theoretische Ansätze im Themenbereich einer transformativen, trans- und interdisziplinären, nachhaltigen Wissenschaft durchaus finden. Wir denken hier vor allem an Lehr- und Forschungsszenarien, die darauf abzielen, unvorhergesehene und häufig in anderen Bereichen auftretende Nebeneffekte wissenschaftlichen, technologischen und ökonomischen Handelns eines immer weiter ausdifferenzierten Funktions- und Expertensystems sichtbar(er) zu machen, um dessen Erscheinungsformen und Funktionsweisen zu verstehen (vgl. z.B. Schneidewind und Singer-Brodowski 2014). Solch eine reflexiv-integrative

Praxis ist darüber hinaus darum bemüht, die Bereiche aus Wissenschaft, Technik, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft für gemeinsame Lösungsansätze zusammenzubringen.

Rückblickend, so meinen wir, stellt unsere Studie „kollaborative“ Zusammenhänge auf unterschiedlichsten Ebenen sehr deutlich heraus. Auf unsere eigene Kollaboration sind wir gerade eingegangen. Mag solch eine Arbeitsweise im universitären Alltag vielerorts eine untypische Form der „eigentlichen“ Forschungsarbeit sein, so findet sich das Prinzip des Kollaborativen doch auf vielen Ebenen wieder, von der Verwaltungsebene, über studentische Projekte bis hin zu regionalen, nationalen oder internationalen Forschungsk Kooperationen, die aus der akademischen Welt heute nicht wegzudenken sind (und es auch historisch nie waren). Nimmt man den Begriff des Kollaborativen wörtlich, so zeigt unsere Studie, dass sich kollaborative Prozesse selbst auf der untersten mikroanalytischen Ebene der akademischen Praxis ausfindig machen lassen, im materiell-operativen Zusammenspiel verschiedener Medien, Programme, Materialien, Organisationsformen und -strukturen, kurz: der noch weitestgehend unerforschten „Ökologie der heimischen Mediotope“. Derartige Beobachtungen hätte man vermutlich von Anfang an absehen können. Wir hatten allerdings nicht vermutet, dass wir ausgehend von der Initialfrage der Interviews – *Erläutern Sie uns doch, wie der von Ihnen ausgewählte Text entstanden ist und welche Rolle Ihr Arbeitsumfeld dabei gespielt hat!* – letztlich auf die Frage nach dem „guten Leben“ im akademischen Feld stoßen würden. Und das in einem zweifachen Sinne.

Gesellschaftliche und politische Implikationen

Aus den bisherigen Befunden, Überlegungen und Reflexionen ergeben sich einige weiterführende gesellschaftliche und politische Implikationen. Erstens in Bezug darauf, was wir aus den Interviews mit den Wissenschaftler*innen über ihr Verhältnis zu gesellschaftlichen Institutionen wie der Universität erfahren konnten. Und zweitens im Hinblick auf Erfahrungen, die wir im Laufe unseres Projekts selbst mit solchen sozio-politischen Strukturen gemacht haben.

Konstitutive Bedingung für das Gelingen unseres Projekts *Library Life* scheint rückblickend die Freiheit in der Konzeption, Durchführung und Umsetzung des gesamten Projekts gewesen zu sein. Weder bestand ein „institutioneller Imperativ“, sich mit der ANT theoretisch oder empirisch auseinanderzusetzen, noch gab es projektbezogen unmittelbare Hierarchien oder eine Art Forschungszwang. Dies war möglich, weil wir uns als Mitglieder eines Graduiertenkollegs in einer privilegierten Situation befanden, die uns Freiraum bot für die wissenschaftliche Arbeit und Qualifikation (in all ihren Facetten). Ohne die Vor- und Nachteile solch einer Situation im Einzelnen

aufzurollen, wurden uns durch die eigene Erfahrung und bestätigt durch die Berichte der interviewten Wissenschaftler*innen schnell strukturelle Merkmale deutlich, wodurch Existenzformen im akademischen Milieu geprägt werden – und zwar unabhängig von etwaigen Formen des Anstellungsverhältnisses und universitätsinterner Hierarchien, sondern bezogen auf den sogenannten Mittelbau, also praktisch alle Qualifikationsstufen bis zur Professur.

Hierzu zählt vor allem die *Mobilität im Wissenschaftsbetrieb* – das Beispiel der „Wissenschaftlerin im Zug“ Beate Deichler (vgl. EXKURS) hat dies anschaulich und stellvertretend für alle anderen Interviewten illustriert. Die Prekarisierung akademischer Beschäftigungsverhältnisse und die Begrenzung bzw. Verkürzung personeller Forschungsperspektiven durch befristete Verträge bewirken, dass das akademische Personal immer mobiler werden muss; und nicht etwa, wie man im Zeitalter von Computer und Internet erwarten könnte, Mobilität durch moderne Kommunikationstechnologien unnötig würde oder ersetzt werden kann. Diese inzwischen obligatorisch gewordene Mobilisierung von Forschungssubjekten ließe sich auch als eine „Wissenswalz“ bezeichnen, obwohl sie nur bedingt mit dem traditionellen Wanderzwang der Handwerker verwandt ist. Dennoch ließe sich sagen: Was ehemals die Zunft vorschrieb, ist hier strukturell bedingt. Eng verwoben mit ökonomischen und politischen Entwicklungen ist die Mobilität von Akademiker*innen heute aber auch erst aufgrund technischer Infrastrukturen, Apparate und Aufschreibesysteme möglich: Ohne Laptop, Internet, elektronische Informationssysteme usw. wäre die Mobilität von Wissenschaftler*innen gar nicht denkbar; zugleich wäre sie ohne Autos, Schnellzüge (ICE u.ä.), ohne regelmäßige und einigermaßen zuverlässige Bahn- und Flugverbindungen schlichtweg nicht möglich.

Diese Faktoren prägen die Organisation des *Library Life*, das sich jenen Bedingungen anpassen muss. Ausgehend von unseren Befunden können wir sagen, dass *ohne* den Computer als massenhaft verbreitete (und zugängliche) Technologie der Typus Wissenschaftler*in, wie wir ihn mit *Library Life* kennenlernten, gar nicht auftreten würde, weil die grundlegenden soziotechnologischen Infrastrukturen nicht vorhanden oder völlig andere wären. Bedeutsam scheint uns hier insbesondere jene strukturelle Analogie oder Korrelation der Mobilisierung von Texten und Wissen einerseits und der Mobilität von Wissenschaftler*innen andererseits zu sein. Diese Mobilität verweist auf den Aspekt der Entgrenzung wissenschaftlicher Arbeit, die im zweiten Kapitel dieses Buchs behandelt wurde: Die private und die berufliche Sphäre durchdringen sich wechselseitig und lassen sich nicht voneinander trennen; ebenso findet wissenschaftliches Arbeiten in verschiedenartigsten Räumen statt, meist auf mehrere Orte verteilt, und selbst noch in mobilen Heterotopien (z.B. im Zugabteil), in die man sich begibt, um zwischen jenen zu pendeln (vgl. dazu KAPITEL 3 und den EXKURS).

Diese typisch neoliberalen Arbeitsbedingungen geben jenseits von Mobilität und Flexibilität auch strukturelle Rahmenbedingungen von Forschung und Lehre vor, die immer weniger Zeit und Raum lassen, ohne Zwang und Druck zu forschen. Sie sind, unter anderem ökonomisch bedingt, immer stärker an Relevanzkriterien orientiert, die sich nach Drittmittelgebern und deren Interessen richten. Die Legitimation von Forschung ist zunehmend an Evaluationen gebunden. Intrinsische Motivation zur Erforschung eines Gegenstandes tritt auf diese Weise in den Hintergrund. Entscheidend wird stattdessen die Frage, ob ein Projekt überhaupt eine Finanzierung erfährt – und dies hängt vielfach von Relevanzkriterien und Nützlichkeitsabwägungen der geldgebenden Instanzen ab. Darüber hinaus werden Wissenschaftler*innen aufgefordert, in sehr begrenztem Zeitrahmen Forschungsergebnisse zu liefern – in Form von Publikationen, aber auch von Vorträgen und, später in ihrer Laufbahn, bewilligten Anträgen für Forschungsprojekte. Zugleich wird erwartet, dass sie sich möglichst intensiv mit einem Gegenstand befassen, sich im Fach breit aufstellen sowie „trans- und interdisziplinär“ arbeiten. Messbar soll dies schließlich in den bereits erwähnten Forschungsergebnissen werden. Da das nicht immer der Fall und mitunter auch gar nicht möglich ist, begünstigen diese Strukturen des Wissenschaftsbetriebs die Inszenierung von Forschungsprojekten und ihrer Forschungen, wozu auch die „Konjunktur von Nullinformationen“ in Fußnoten zu zählen wäre, auf die Elmar Wagner verweist. Im weitesten Sinne stehen solche Strukturen und „Systemzwänge“ letztlich auch kollaborativen Forschungsprojekten entgegen, anstatt sie zu befördern. Wird nicht nur ein kooperatives, sondern ein kollaboratives Arbeiten angestrebt, ist, wie schon erwähnt, viel gemeinsame Zeit zu veranschlagen, die den üblicherweise geforderten Zeitplänen nicht genügen kann.

Als ein weiteres Hemmnis kollaborativen Arbeitens kann der im Vor- und Nachgang nicht klar zu veranschlagende Ertrag für den*die Einzelne*n sein, wenn Forschungsergebnisse bzw. Publikationen nicht explizit den einzelnen Wissenschaftler*innen zugerechnet und somit „verbucht“ werden können. Als weiterer Unsicherheitsfaktor treten die eigenen Kolleg*innen hinzu, von denen man nie sicher weiß, ob sie weiterhin und mit kontinuierlicher Qualität am Projekt weiter arbeiten werden. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass kulturwissenschaftliche Forscher*innen in der Regel und bedingt durch die universitätspolitischen Strukturen als Einzelkämpfer*innen tätig sind und zu selten in kollaborativ arbeitenden Teams aktiv werden. Interdisziplinäre oder gar kollaborative Zusammenarbeit wird somit von der Ordnung bzw. dem Zwangscharakter universitärer Strukturen zwar verlangt, zugleich aber behindert.

Diese Erkenntnis provoziert die Frage, ob derartige, auf wissenschaftliche Produktion und Ausstoß forcierte Strategien die Möglichkeit zum kritischen Denken nicht grundsätzlich hintertreiben, indem sie Zeit und Raum limitieren.

Oder anders formuliert: Sind die aktuellen Rahmenbedingungen akademischer Wissensproduktion, die zu mess- und verwertbaren Leistungen auffordern, ein Hindernis für die Aufgabe von Intellektuellen, wenn man darunter, neben der intrinsischen und sorgfältigen Wissenssuche, auch die Reflexion und Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse versteht?⁷

In der Beschäftigung mit den Narrativen aus dem *Library Life* ist uns jedenfalls eine bestimmte Entwicklung aufgefallen bzw. noch bewusster geworden. Nämlich dass das gegenwärtige Wissenschaftssystem einen Typus von Forschenden und entsprechende akademische Lebensformen zunehmend delegitimiert: nämlich „leidenschaftliche Wissenschaftler*innen“, d.h. Gelehrte bzw. Intellektuelle, die das Wissen aus intrinsischen Motiven suchen und Bildung weniger als „soziales Kapital“ begreifen, sondern vielmehr als etwas, das in einer nicht vorgängig kalkulierbaren Weise zum Gemeinwohl beiträgt, ohne dass sich dieser Ertrag in eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung bringen ließe. Doch ebenso verfehlt wie das Anlegen falscher Nutzen- und Effizienzkalküle an kulturwissenschaftliches Forschen wäre die unkritische Romantisierung eines solchen Idealtypus – wenn er denn überhaupt jemals mehr als ein Stereotyp war. Denn vor dem Hintergrund der mittlerweile erfolgten (und sich vollziehenden) Demokratisierung europäischer Universitäten ist dieser Typus anachronistisch zu nennen, da er sich mit Strukturen von Bildungseinrichtungen verbindet, die bis 1900 nur wenigen privilegierten Schichten und lediglich dem männlichen Geschlecht geöffnet waren. Wenn aber eine Aufgabe kulturwissenschaftlichen Forschens auch in der Reflexion und Kritik der Gesellschaft liegen soll, und zwar „im Medium des Begriffs“ (Elmar Wagner), so bleibt die Frage bestehen, wie die Möglichkeiten und Bedingungen auch nach den Universitätsreformen des 20. und 21. Jahrhunderts dafür sichergestellt werden können.

Ohne dass unsere empirische Basis einen soliden Beleg dafür abgeben würde, vermitteln doch unsere Interviews und Beobachtungen den Eindruck, dass das *otium* heute, wenn überhaupt, nur noch in der Gestalt des *negotium* auftreten kann. Die reine Neugierde wird als Tugend der Forschung zwar wohlfeil gepriesen,⁸ ist als hinlängliche Rechtfertigung einer bestimmten Forschung aber nur als private Passion zulässig. Gelder jedenfalls kann man damit nicht beantragen. Mit anderen Worten: Forschung darf nur noch in der Rhetorik der Arbeit auftreten. Die allgemeine Tendenz der Moderne, Tätigkeiten überhaupt nur noch arbeitsförmig zu verstehen, hatte Hannah Arendt bereits 1958 in ihren Reflexionen über die *Vita activa* beschrieben und kritisiert (Arendt 2002). Mit Arendt könnte man sagen, dass es darum gehen

7 Vgl. zu diesem Punkt auch die Analyse des deutschen Wissenschaftssystems von Uwe Schneidewind und Mandy Singer-Brodowski (2014).

8 Vgl. z.B. das Plädoyer des Literaturwissenschaftlers Peter-André Alt (2012) für die Rehabilitation der *curiositas* als Einspruch gegen den karrieristischen „Vernetzungsimperativ“.

müsse, (kultur-)wissenschaftliches Forschen wieder mehr als ein „Handeln“ zu begreifen, das sich nicht ausschließlich an zweckrationalistischen Zielen ausrichtet, sondern sich als Voraussetzung des gemeinschaftlichen und letztlich politischen Gemeinwesens versteht. Wenn wissenschaftliches Handeln, auch in diesem emphatischen Sinne, nur noch in der Rhetorik der Arbeit als mess- und verwertbare Leistung auftreten darf, mag dies daran erinnern, was Hans Blumenberg in den 1970er Jahren mit Blick auf den unter ökonomischen Druck geratenen Bildungsbegriff bemerkte:

Die Handlung verkümmert zur Reaktion, je direkter der Weg von der Theorie zur Praxis ist, der gesucht wird. Der Schrei nach der Eliminierung ‚unnützen‘ Lernstoffes [und wir können hier ergänzen: Forschens] ist immer der nach der ‚Erleichterung‘ der funktionellen Umsetzungen. Zwar ist die Umständlichkeit zu wissen, was man tut, noch nicht die Garantie einer humanen oder moralischen Einsicht, aber doch als Typus einer verzögerten Reaktion potentiell der eines ‚bewußten‘ Handelns. Ich unterstelle, daß ‚Bildung‘ – was immer sie sonst sein mag – etwas mit dieser Verzögerung der funktionalen Zusammenhänge zwischen Signalen und Reaktionen zu tun hat. (Blumenberg 2009, 123f.)

Wenn unsere Studie sich mit der „Umständlichkeit zu wissen, was man tut“ befasst, nämlich damit, was wir tun, wenn wir forschen, so hat sie zur Beantwortung dieser Frage freilich nur einen begrenzten Beitrag geleistet. Dennoch hoffen wir gezeigt zu haben, dass dies im Hinblick auf die vielen kleinen und größeren, scheinbar selbstverständlichen Dinge relevant ist, mit denen wir täglich hantieren. Denn die komplexen Operationsketten und Netzwerke, die Lesen und Schreiben, Denken und Wissen miteinander verknüpfen, aber auch der Eigensinn der Mediotope, in die sie verwoben sind, begleiten uns jeden Tag bei der Arbeit und nehmen teil an dem, was wir tun.

Offene Fragen – Desiderate – Ausblicke

Mit Abschluss eines Projekts bleiben naturgemäß Fragen offen. So konnte aufgrund der gewählten Forschungsmethode nur ein Teil der Aktanten der vermutlich deutlich umfangreicheren Operationsketten erfasst werden. Dass andere weiterhin verdeckt und unentdeckt geblieben sind, ergibt sich bereits aus der Logik des rekonstruktiven Interviews, bei dem die Befragten ihre Darstellungen auf die Adressat*innen ausrichten und mitunter Elemente (absichtlich oder unabsichtlich) aussparen oder verzerren. Eine teilnehmende Beobachtung, wie wir sie exemplarisch im EXKURS vorstellen, wäre sicherlich zu anderen Ergebnissen gekommen, aber aufgrund der Komplexität unserer Fragestellung wäre so eine Vorgehensweise kaum praktikabel gewesen. Außerdem hätte ein anderes methodisches Vorgehen neue methodische Nachteile mit sich gebracht. Hinsichtlich der Methodik müsste generell

untersucht werden, inwiefern die spezifischen Interviewstile der beteiligten Personen unterschiedliche Interviews und somit eine differente Datenbasis erzeugt haben. Zudem ließe sich diskutieren, inwiefern die Methode selbst durch die diversen Aktanten beeinflusst wird bzw. welche Konsequenzen sich für eine selbstreflexive Methodik und Methodologie ergeben, wenn nicht nur die Interviewer*innen, sondern auch die Technik, der Interviewort und all die weiteren Aktanten des Mediotops Einfluss auf die Interviewsituation ausüben und die daraus gewonnenen Daten prägen.

Einige Vermutungen, die wir auf Grundlage unserer Beobachtungen angestellt haben, würden es sicherlich verdienen, noch einmal genauer überprüft zu werden. So dürfte es aufschlussreich sein, in Langzeitstudien zu beobachten, wie Forscher*innen mit der inhärenten Pfadabhängigkeit ihrer Aufschreibesysteme umgehen, welche Kontinuitäten sich ausbilden und unter welchen Umständen tatsächlich radikale Systemumstellungen vorgenommen werden. Die Vermutung, dass die Promotionsphase ein Zeitraum ist, in dem sich die langfristigen Grundzüge eines Aufschreibesystems konsolidieren, dürfte – wenn sie zutrifft – für diejenigen interessant sein, die bereits wissen, dass sie eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben.

Doch auch für andere Leser*innen, so hoffen wir, mag unsere Studie anregend sein. Anschlusspunkte zu bereits vorhandenen Forschungsfeldern scheinen sich vielfach zu eröffnen. Wir wollen daher einige Aspekte sammeln, wohlwissend, dass sie so oder ähnlich auch in anderen disziplinären Kontexten diskutiert werden. Wenn wir hier im Verzicht auf einen umfassenden Forschungsstand einen Ausblick auf mögliche Fragestellungen skizzieren, denen selbstständig nachzugehen die Leser*innen aufgefordert sind, darf unser dilettantisches Vorgehen gern im besten Sinne des Wortes verstanden werden; nämlich gemäß des Dilettantismus-Begriffs des 18. Jahrhunderts, der ganz im Sinne des *otium* eine aus freien Stücken betriebene, kreative und bildende Tätigkeit meint, die aus Leidenschaft erwächst (vgl. Wirth 2007, 7–29).

Auch mit Blick auf die grundsätzlichen Voraussetzungen kreativen Arbeitens scheint das *otium* zentral zu sein, wie die Interviews vielfach zeigen. Wird den Forscher*innen kein Freiraum gelassen, in dem sie Muße zum Forschen und zur Entfaltung von Ideen entwickeln können, werden sie vermutlich kaum gute Texte produzieren. Hier ließen sich Fragestellungen zu Konzepten wie Kreativität und Originalität anschließen oder auch zum Verhältnis von Forschung, Bildung und dem Nutzen, der sich mit ihnen verbindet. Sowohl in aktueller als auch historischer Perspektive dürften solche Fragestellungen höchst interessant sein, da sich jene Konzepte über die Jahrhunderte ständig verändern. Unsere Studie betont die materiell-operativen Aspekte in den Netzwerken und Arrangements der Operationsketten, die mit technischen, sozio-ökonomischen, politischen Entwicklungen korrespondieren. Welche Konsequenzen haben Veränderungen in diesen Gefügen für die Ordnung und

Legitimierung von Wissen, Forschung, Bildung und den Funktionen, die ihnen zugeschrieben werden?

Das Verhältnis von Technik und Soziografie bzw. Soziogeografie bietet weitere mögliche Anschlusspunkte. Aufschlussreich dürfte es sein, unserem Befund nachzugehen, dass der Computer nicht, wie vermutet oder postuliert, personelle Mobilität einfach reduziert oder erübrigt, sondern diese auf eine neue Weise befördert, teilweise sogar zu erzwingen scheint. So zeichnet sich bei allen Befragten eine umfangreiche Mobilität ab, die nicht wahlweise und vereinzelt auftritt, sondern als Grundbedingung des Wissenschaftler*innen-Daseins Teil der Lebensführung geworden ist. Inwiefern diese Lebensführung – wir nannten sie „Wissens-Walz“ – auch durch neue Technologien und Medien forciert wird, wäre in Zukunft genauer zu klären.

Diese Fragen lassen sich auch soziologisch und politikwissenschaftlich konzeptualisieren: Wie gestalten sich Mediotope im Rahmen institutioneller Strukturen? Inwieweit begünstigen oder verhindern aktuelle Entwicklungen der institutionellen Forschungslandschaft akademische (Frei-)Räume? Dies wäre auch als Frage der Koordination verschiedener Operationsketten untersuchbar, etwa: Wie verhalten sich administrativer Koordinationsaufwand und die zunehmende Notwendigkeit zur Drittmittelakquise im Hinblick auf die „tatsächlich“ produktive Tätigkeit von Wissenschaftler*innen? Wie gehen Forscher*innen bei der Akquise von Fördermitteln mit dem Widerspruch um, eine gewisse Unplanbarkeit bestimmter Forschungsprozesse zu kennen und voraussetzen zu können, während gleichzeitig die Forderung besteht, dass erwartbare Resultate bereits Jahre im Voraus formuliert werden sollen? Unter dieser Maßgabe – so müssen wir einräumen – wäre unsere eigene Studie nie zustande gekommen.

Im Zusammenhang institutioneller Strukturen rücken auch Fragen in globaler Perspektive ins Zentrum. Welche Rolle spielt etwa die Internationalisierung von Forschung für lokale Forschungspraktiken? Formen individueller Mobilität und deren Konsequenzen für die Berufs- und Lebensplanung von Wissenschaftler*innen betrifft dies ebenso wie übergeordnete Strukturen, z.B. internationale Forschungsnetzwerke und Publikationsformate. Hier denken wir vor allem an das soziotechnische Gefüge *peer-reviewter* Fachjournale und Verlagsstrukturen, das die Bewertung und Verbreitung akademischer Publikationen maßgeblich reguliert. Inwiefern üben diese Akteure und Aktanten Macht oder Einfluss auf den wissenschaftlichen Produktionsprozess aus, z.B. auf die Themen- oder Literaturwahl einzelner Wissenschaftler*innen? Welche Arten von Interdependenzen entstehen? Werden bestimmte Formen von Forschungsarbeit, die sich das soziotechnische Gefüge systematisch zum Teil des eigenen Mediotops machen, strukturell gefördert, während Forschungsarbeit, die sich nicht hinreichend an entsprechenden Spielregeln ausrichtet, benachteiligt bzw. prozessintern

selektiert wird? Wenn ja, wie sehen diese Adaptions-, Anpassungs- und Abstoßungsprozesse aus?

Nicht zuletzt kann unsere Studie auch dazu anregen, zukünftige Arbeitsmittel, nun wieder ganz praktisch, an die Bedürfnisse von Wissenschaftler*innen anzupassen. Denn offenbar be- oder gar verhindert die arbeitsteilige Differenzierung von Entwicklung und Anwendung die Integrierbarkeit und Akzeptabilität technischer Innovationen in bestehende Operationsketten: Es bedarf enormer Zeitinvestitionen, um immer auf dem neusten Stand der Technik zu sein, die sich währenddessen schon wieder „optimiert“ hat. Unsere Studie zeigt, wie mit solchen Diskrepanzen umgegangen wird; weiterführende Fragen ließen sich anschließen, etwa zu Produktionsbedingungen, ökonomischen Marktstrategien oder dem nicht unerheblichen Punkt, wo und wie all der „Technik-Schrott“ entsorgt wird. Auch Fragen einer globalen Ökologie stehen also mit den „heimischen Mediotopen“ der wissenschaftlichen Arbeit und Textproduktion im Raum.

Das alles dürften keine einfach zu lösenden Fragen sein. Nun, umso besser – machen wir uns an die ARBEIT!